

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 122.

Donnerstag, 25. Mai.

1916.

(16. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Beder (Wiesbaden).

Wie hätte das Testament verschwinden können, es war doch ein Notar bei dem Kranken gewesen, der hatt' doch ein solches Dokument an sich genommen — auch ein Priester war mit ihm gewesen, wie hatte sie eine Sekunde an Betrug denken können oder auch nur daran, daß das Testament verloren gegangen wie irgend ein wertloser Papierfetzen. Es blieb schon so, der General hatte nicht mehr Zeit gehabt, seinen Willen kundzugeben, eine andere Erklärung gab es nicht.

Sie stand auf und wollte sich entkleiden — plötzlich fielen ihre Hände schlaff an ihrem Körper herunter: sie zitterte, ihre Augen blickten starr:

Eine Erinnerung war ihr gekommen. Sie hatte einmal Boris davon erzählt, was ihr der General beim Abschiede gesagt, damals, als er sie an sein Krankenbett gerufen, daß er für sie sorgen würde, daß er ihr also wohl einen Teil seines Vermögens hatte hinterlassen wollen — und jetzt, diesen Augenblick stieg es vor ihr auf: wie Boris sie angesehen, mit so fremden Augen, sich dann abgewandt und geschwiegen hatte. Dabei war ihr aufgefallen, daß er ganz rot im Gesicht geworden, so daß sie geglaubt, ihn gekränkt zu haben, weil sie ihm, der sie so reichlich mit allem versah, dies stets in so vornehmer Weise tat und sich in Geldfragen so feinkühlig zeigte, von Geld gesprochen und bedauert hatte, daß sie leer ausgegangen.

Einen Tag später hatte er ihr dann den Vorschlag gemacht, ihr ein Kapital sicherzustellen, wobei es zum Streite gekommen war. Sie hatte oben darin nichts weiter gesehen, als daß er ihrer überdrüssig geworden.

Daß alles ging ihr jetzt durch den Sinn, immer wieder mußte sie an seinen Blick, an seine Augen denken. So fremd, von Schreck erfüllt waren sie ihr erschienen, aber sie hatte damals ja eine Erklärung dafür gefunden, jetzt in der Nacht, mit dem Briefe vor sich, wollte ihr, so sehr sie sich auch dagegen wehrte, eine andere Auffassung kommen.

Vielleicht hatte er von der Absicht seines Onkels gewußt, diese im letzten Augenblick zu verhindern verstanden und später bereut, was er getan. Der General hatte sich vielleicht bewegen lassen, von dem Vermächtnis für sie abzusehen, sich überzueilen lassen, daß sie doch eine Fremde sei und er seinen Nassen, der zu seinem Erbe bestimmt war, nicht schädigen dürfte. Oder — doch das stimmte alles wieder nicht mit den Mitteilungen der alten Haushälterin — das neue Testament sollte doch fertig gewesen, der General gleich hinterher gestorben sein, so daß nichts daran zu ändern war. Das stand doch ganz deutlich zum Schluß des Briefes, wenigstens glaubte sie, etwas Ähnliches gelesen zu haben.

Sie nahm den Brief und sah nochmals hinein: „der Maxim und ich haben auch ein Papier als Zeugen unterschreiben müssen, ich habe meine Kreuze gestellt, ihr wurden an das Bett des Herrn gerufen —“

Das konnte doch nur das Testament gewesen sein — was sonst — wo war es geblieben? —

Sie hielt die Hände an die Schläfen gepreßt und las immer wieder die Worte. Sie wußte nicht mehr, was sie denken, glauben sollte, das Blut jagte ihr immer toller durch die Adern, dazu der Kopfschmerz, der sie peinigte — sie erhob sich und fing an wie eine Wahnsinnige im Zimmer umherzustünnen.

Die Gedanken ließen nicht von ihr ab, die Erinnerung verfolgte sie, immer Neues stieg vor ihr auf: Wie war es doch gewesen — von einer geringen Summe, die er für sie auf die Bank legen wollte, hatte Boris gesprochen, nochmals war er später darauf zurückgekommen, sie wußte nicht mehr die Summe — handelte es sich um fünfzigtausend Rubel oder mehr — die Erbschaft aber sollte Millionen betragen haben. Es war oft im Hause davon gesprochen, auch davon, daß der General bei seinem Reichtum nur geringen Aufwand machte, nicht einmal im eigenen Hause, sondern zur Miete wohnte, mit einer, wenn auch geräumigen Etage sich begnügte und nur einen Diener, Haushälterin, Köchin und Musikant hielt, während doch sonst so reiche Leute eine ganze Schar Dienerschaft im Hause haben — und wie sie Pläne gemacht, daß nach ihrer Heirat das anders werden, sie es allen Menschen zuwörtlich würde.

Und was war sie jetzt und durch wen?

Wie so oft in der letzten Zeit mußte sie daran denken, daß Boris sie vielleicht gar nicht geliebt, daß es nur eine Laune von ihm gewesen, daß sie sich ihm aufgedrängt oder daß sein Mitleid für sie, die durch den Tod des Generals ihre Zukunft eingebüßt, ihn zu ihr geführt oder — Neue.

Aber wenn er dies empfand, mußte er etwas getan haben, etwas Schlechtes — wie kam sie auf dieses Wort, auf diesen Gedanken?

Vorher war es ihr doch als unumstößliche Wahrheit erschienen, daß Boris nichts getan haben könnte, was gegen die Ehre verstieß, und jetzt auf einmal stand er in ihren Augen als Betrüger da.

Allmählich war das gekommen, das viele Grübeln hatte sie wohl verwirrt — aber da lag der Brief, sie hatte gelesen, daß ein Testament gemacht war, ein Testament, das sie zur Miterbin einsetzte, und nur einer, ein einziger — Boris — war dadurch geschädigt.

Noch sträubte sich alles in ihr, ihm eine Schuld aufzubüden, aber immer wieder umkreiften ihre Sinne den Augenblick, als er sich mit so seltsam erscheinenden Blicken von ihr abgewandt.

Was würde nun geschehen? Mußte sie ihm den Brief zeigen, ihn fragen — lag aber in dieser Frage nicht schon eine unfähbare Beleidigung, wenn er schuldlos war — und würde er gestehen, wenn er die Tat begangen?

Undenkbar — wer in der Welt würde das tun — was also blieb ihr: So weiterleben, neben ihm, den sie im Verdacht hatte, sie beraubt zu haben, und er — könnte er ihr verzeihen, wenn sie gesagt, daß sie ihn verdächtig, ihm einen so schändlichen Betrug zuge-

traut — trotz allem — den Brief mußte sie ihm zeigen. Sie brauchte nichts auszusprechen, mußte abwarten, was er sagen, beschließen würde.

Fast wollte sie wünschen, daß alles Einbildung der alten Frau sei, denn was konnte ihr das jetzt alles nützen — nichts, nur Leid verschaffte ihr die Nachricht. Wie würde sie sich zufriedengeben können, die Aussicht auf den großen Reichtum, der ihr hätte zufallen sollen, sie fort und fort peinigen, ihr Verkehr mit Boris sich bald zu etwas Unmöglichem gestalten.

Ganz flüchtig dachte sie auch an ihr Geigenpiel, vielleicht lag da ein Ausweg für sie, sie konnte Künstlerin werden, wieder selbständig sein, den Kopf hochtragen — doch bald war sie davon abgeschweift, das erschien ihr im Augenblick so haltlos, nicht greifbar, sie fühlte sich kaum noch fähig, sich ein neues Leben aufzubauen, jetzt noch weniger als früher.

Und das Geld, das viele Geld sollte sie im Stich lassen, war denn nicht irgendwo doch noch eine Möglichkeit, sich ihr Recht zu verschaffen?

Aber hatte sie denn ein Recht darauf, hatte sie sich nicht selbst ein solches abgesprochen, als sie all das, was in dem Briefe stand, für Hirngespinnst erklärt — und doch — was bei allem Zweifel immer wieder auftauchte, daß Wahrheit darin liege, daß sie betrogen sein könnte, wollte sie nicht lassen, und fast schon betäubt durch die sie marternden Schmerzen in ihrem Gehirn und durch die ohne Unterlaß auf sie einstürmenden Vorstellungen wurde sie, als sie sich endlich niedergelegt, noch im Halbklara die Hoffnung nicht los, daß es doch eine Möglichkeit geben müsse, sich zu verschaffen, was ihr gehörte.

Auch am anderen Morgen war Vera noch zu keinem Entschluß gelangt, von Zweifeln, was sie tun sollte, hin- und hergezerrt, empfand sie es wie eine Erleichterung, daß Boris am Vormittag nicht gekommen, statt seiner ein Billett eingetroffen war, daß er nach Krasnoe Selo beordert sei, jedoch hoffe, sich in den nächsten Tagen frei zu machen und zu ihr zu kommen.

Ein Aufschub — wenn auch nur ein kurzer. Sie konnte von neuem überlegen, was sie tun sollte.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, nahm den Brief der Haushälterin und wollte an diese schreiben.

Was — wußte sie selbst nicht, und schon nach einer Viertelstunde hatte sie ihre Mühsal wieder aufgegeben. Wenn sie sich nur Gewißheit verschaffen könnte, ehe Boris kam.

Wenn sie den Notar sprechen könnte, dem sie damals vor dem Krankenzimmer des Generals begegnet war. Aber sie konnte seinen Namen nicht, nur eins war ihr noch in Erinnerung: ein großer stattlicher Mann war es gewesen, sehr elegant gekleidet, mit glattrasiertem Gesicht und lebhaften Augen.

Das fiel ihr jetzt wieder ein, denn er hatte sich, als sie durch das Zimmer ging, tief vor ihr verbeugt und sie mit, wie sie damals empfunden, dreisten Blicken angesehen. Auch bekannt war er ihr erschienen, doch sie hatte nicht weiter daran gedacht — jetzt, als sie sich den Mann vergegenwärtigte, kam ihr Janasam ins Gedächtnis, daß ihr Bruder ihr ihn einmal auf der Straße gezeigt, gerade als er in sein Coupé stieg. Sergei hatte dabei so hingeworfen: „Sieh dir den mal an, das ist eine bekannte Persönlichkeit hier, der Notar“ — den Namen hatte sie vergessen, wohl kaum darauf achtgegeben — „einer der tollsten Lebensmänner hier in Petersburg, ich möchte nicht in seiner Haut stecken, seine Schulden sollen ihn erdrücken.“

Sergei also kannte den Mann, aber was half ihr das? Sie hatte sich ja von dem Bruder ferngehalten, aus Scham, forderte aber ihre jetzige Lage nicht, daß sie alles hintansetzen, Sergei aufsuchen mußte, war der Bruder nicht ihr einziger Veräter, mußte sie sich ihm nicht anvertrauen?

Eine starke Sehnsucht nach ihm, dem Treuen, Edelmütigen hatte sie erfaßt, fast unbegreifbar erschien es ihr plötzlich, daß sie sich so lange von ihm getrennt, nur ihm durfte sie sich vertrauen, er würde ihr raten und helfen.

Sie rief die Jungfer und ließ sich ankleiden. Auf die Frage, ob sie den Wagen befehle, schüttelte sie nur den Kopf und ging hastig fort.

Sie wollte zum Bruder nicht in ihrer Equipage fahren, mietete eine einfache Droschke und befohl: „Krutomafanal, Haus Saveljew“, die Adresse wußte sie von der Mutter, war manchmal an dem Hause vorbeigegangen und hatte zu den Fenstern hinaufgesehen, niemals hatte sie die Sehnsucht nach dem Bruder unterdrücken können, immer nur die Scham sie zurückgehalten, sich ihm zu nähern.

Unterwegs überlegte sie, wie sie ihm gegenüber treten sollte. Nur an das Wiedersehen mit ihm dachte sie jetzt, hatte für Sekunden fast den Anlaß vergessen, der sie hinführte.

Der gute Junge, wie fleißig er gewesen, wie er sich vordrängte, warum war sie nicht bei ihm geblieben, hatte sich von ihrer Eier nach dem Leben fortreißen lassen.

Daß er das, was er geworden, zum größten Teil dem Einfluß der Tarkatowa zu danken hatte, wußte sie nicht — hätte sie es gewußt, eine Ahnung davon gehabt, daß auch ihr Bruder eine nicht ganz fleckenlose Hülse nicht verschmäht, vielleicht hätte sie dann schon längst ihre Scheu überwunden und ihn aufgesucht.

Vielleicht auch nicht — vielleicht hätte gerade der Umstand, daß er sich von einer Frau protegieren ließ, sie abgestoßen, sie noch mehr das Häßliche ihrer eigenen Lage gefühlt.

Die Droschke hielt vor dem bezeichneten Hause, Vera stieg aus und trat ins Vestibül. Der Portier kam der vornehm gekleideten Dame mit devoter Höflichkeit entgegen.

„Ist“ — fast hätte sie gesagt: „mein Bruder“ — „ist Doktor Tscherskoffow zu Hause?“

Der Portier verneinte, der Herr Doktor seien verreist.

„Wohin?“

„Das weiß ich nicht — aber vielleicht oben das Hausmädchen —“

Vera stieg die Treppen herauf und läutete an der Wohnungstür. Das Mädchen, das gleich erschien, wußte auch nicht recht Bescheid.

„Herr Doktor soll bald wieder zurückkommen — im Krankenhaus weiß man gewiß Näheres.“

Vera fuhr ins Krankenhaus, dort wurde sie in das Bureau gewiesen. Der junge Arzt, der hier dejourierte, wollte nicht mit der Sprache heraus, erst als Vera sagte, daß sie die Schwester des Doktor Tscherskoffow sei und ihren Bruder dringend sprechen müsse, antwortete er zögernd: sein Kollege sei mit zwei anderen Ärzten nach Schlüsselburg abkommandiert, nur auf einige Tage, die Cholera solle dort stärker auftreten sein, ihr Bruder würde am Ende der Woche zurück erwartet. Aber das solle geheim bleiben. „Sie wissen wohl als Petersburgerin, gnädige Frau, daß man nicht gern Aufsehen mit der Seuche macht, um das Volk nicht zu erregen, es wird so lange wie möglich geheimgehalten, man läßt eben die Cholera inkognito sein und unter einem anderen Namen reisen: Brechdurchfall oder so, nur wenn es zu arg wird, muß man schon Farbe bekennen, und diesen Sommer —“

„Wo ist die Cholera auch schon hier?“

Der Arzt hob die Schultern:

„Wie man's nehmen will, ja und nein, wie gesagt, inkognito, das Hospital ist stark besetzt.“

Vera unterbrach ihn:

„Dann ist mein Bruder — sind die Ärzte — wohl großer Ansteckungsgefahr ausgesetzt?“

Wieder zuckte der Arzt mit den Schultern:

„Nicht mehr wie jeder andere — man muß eben vorsichtig sein.“

Vera empfahl sich und ging. Wohin nun?

Sie hatte sich über ihren Entschluß, Sergei aufzusuchen, so gefreut, fast, als wäre ihre Sache schon halb gewonnen, nun hieß es wieder warten.

Sie nannte dem Kutischer die Adresse der alten Wohnung — wenigstens die Mutter wollte sie sehen und sprechen, wenn sie ihr auch von allem, was sie bewegte, nichts sagen würde. (Fortsetzung folgt.)



Zweideutig scheint uns jedes Gut, das wir besitzen; nur die verlorenen steigen im Preise. G. Schilling.

„Auf Horchposten“.

Eine wahre Geschichte aus dem Felde. (Zens. M.)

Einem uns zur Verfügung gestellten Feldpostbriefe entnehmen wir folgendes:

„Es war in einer ruhigen, aber ziemlich finsternen Nacht des Monats April. Draußen, etwa 800 Meter vor unserem Drahtverhau stehen die Horchposten in ihren Löchern — etwa alle 100 Meter ein Posten. Ich bin von 2—4 Uhr wachhabender Unteroffizier, d. h. ich habe in dieser Zeit von Posten zu Posten zu patrouillieren und die Horchpostenkette der Kompanie zu kontrollieren. Ausgerüstet mit Handgranaten, Leuchtpistole und -raketen, sowie mit Gewehr- und Alarmpatronen, habe ich gerade die Posten des 2. und 3. Zuges abgegangen, und soeben ruft mich der nächste Posten laut mit: „Salt! Parole!“ an, als von links die Meldung durch die Postenkette kommt: „Im Vorgefelde starke russische Patrouille.“ In der Tat hat eine solche sich schon mehrfach durch Schüsse, die über unsere Horchposten hinwegsegten, bemerkbar gemacht. Bei der üblichen Gewandtheit der Russen, sich sofort zu Boden zu werfen, sobald eine Leuchtkugel in der Richtung auf sie abgeschossen wird oder ein Scheinwerfer das Gelände taghell beleuchtet, war mein Bemühen, durch Abschießen von Leuchtkugeln etwas von ihnen wahrzunehmen, erfolglos. Aber die Kugeln, die mir jedesmal um die Ohren piffen, sobald die Leuchtkugel hochging, bewiesen nur zu deutlich, daß tatsächlich Russen da waren und zwar — dem Abschuß nach zu urteilen — in nur geringer Entfernung von uns.“

Dunkel war die Nacht. Obgleich ich mich wiederholt niederlegte und spähen den Horizont absuchte, konnte ich doch nichts finden, das in seinen Umrissen auf eine menschliche Gestalt hätte schließen lassen. Ich setze also meinen Gang fort und kontrolliere meine Posten, die ich zugleich aufkläre über die Richtung, aus der mir die Patrouille gemeldet wurde und zur größten Aufmerksamkeit ermahne. Nur das Quaken der Frösche im Sumpfe drüben und das Gebell der Hunde, das mitunter aus dem von den Russen besetzten „Kosakendorf“ herüberschallt, verrät die Anwesenheit von lebenden Wesen, sonst lautlose Stille ringsum. Und doch — wie viele Augen beobachten jetzt mit angespanntester Aufmerksamkeit das dunkle Gelände vor uns, wie viele Posten spähen unausgesetzt nach dem Feinde! Und was geht zu tiefer mitternächtigen Stunde in der scheinbar so stillen, toten Landschaft vielleicht nicht alles vor! Wie manche Patrouille kriecht jetzt lautlos durch die Büsche! Und über alles breitet die dunkle Nacht ihre Fittiche. — Da kommt plötzlich der Posten, den ich soeben passiert habe, mir nachgeit: „Herr Unteroffizier, Sie möchten mal gleich mit der Leuchtpistole nach links kommen, die Russen sind vor'm 3. Zug.“ Ich eile zurück und höre am linken Flügel Feuer. Schließlich bin ich im 3. Zuge. „Vorlicht, Herr Unteroffizier“, flüstert mir da ein Posten zu, „ein Russe liegt direkt vor uns, ein Kerl im Helm! Ich habe bereits gerufen, aber keine Parole bekommen. Kommen Sie rein ins Loch, da sehen Sie ihn — da drüben — er regt sich nicht.“ — „Nanu“, sage ich, „im Helm!“ Unmöglich! Doch da fällt mir ein, daß es ja Gewohnheit der Russen ist, unseren Gefallenen wenn möglich die Ausrüstung abzunehmen und zu versuchen, sich im Helm durch unsere Horchposten zu schleichen. Und vor einigen Tagen hatten wir bei einer Patrouille auf traurige Weise einen Mann verloren, der verwundet in die Hände der Russen gefallen war. Kurzum, mein Posten, ein maderer Sauerländer, flüsterte mir aufgeregt zu, daß er genau beobachtet habe, wie der Russe von halblinks herangefrohen sei, jetzt liege er schon geraume Zeit da, ohne sich zu regen. Ich mache meine Leuchtpistole fertig, wundere mich, daß ich nicht beschossen werde, und steige zu meinem Posten ins Horchpostenloch. Allerdings, da hebt sich

deutlich etwas ab. Das ist keine Russenmütze, das scheint wirklich ein Kerl im Helm zu sein, der uns gegenüberliegt. Ehe ich darauf losgehe, will ich das Ding erst doch mal ableuchten, denke ich. Ich schieße eine Rakete empor. Mein Posten, nicht mehr zu halten, feuert. Taghell wird es ringsum. Und nun klärte sich das Rätsel von dem Russen im Helm in der dunklen Nacht auf ganz einfache Weise auf: Ein Gase, der mit gespitzten Ohren uns beobachtet hatte, jagte, erschreckt durch Schuß und Leuchtkugel, in tollen Sprüngen zu den Russen davon. — — —

Fritz Voettger,

Kriegsfreiw. Uffz. und Offz.-Aspirant.



Aus der Kriegszeit.

Das Ende Monacos. Dieser Krieg, oder besser gesagt, die auf ihn folgenden Friedensverhandlungen, werden mancher geographischen Eigentümlichkeit auf der europäischen Länderkarte und mancher mit einer solchen Eigentümlichkeit verbundenen monarchischen Scheinherlichkeit ein Ende bereiten. Nach Berichten der ausländischen Presse hat es den Anschein, als beforgten bereits jetzt die Willkürhandlungen der Alliierten da und dort die Vorarbeiten dazu. Zwischen Frankreich und dem Kleinen, etwas übel beleumundeten Fürstentum Monaco bestand von jeher eine innige Verbindung. Nun aber haben die Franzosen verschiedenen, zum Teil sogar französischen Nachrichten zufolge einen so festen Fuß in diesem Miniatur-Fürstentum genommen, daß man ruhig annehmen darf, der Fürst von Monaco, der greise Alfred III., wird seine Lieblingsbeschäftigung, bekanntlich die Tiefseeforschung, nach dem Kriege nicht mehr als Fürst von Monaco, sondern als Privatmann fortsetzen. Denn Frankreich zeigt deutlich sein Bestreben, seinen Besitz der Riviera durch die Annexion von Monaco zu ergänzen und zu verbollständigen. Sämtliche Gesetze, die der Kriegszustand in der Riviera anzuordnen veranlaßte, fanden und finden auch ihre Anwendung im Reiche Alfreds III. Gleich zu Anfang des Krieges eröffnete eine Anzahl französischer Geheimpolizisten Wirksamkeit in Monaco und Monte Carlo zur Beobachtung der sich dort aufhaltenden Fremden und zur Überwachung des Verhaltens der gesamten Bevölkerung. Die Wacht an der ligurischen Küste kann allein von der Armee des Fürstentums Monaco nicht besorgt werden, denn diese beträgt — 125 Mann (!) Die französischen Soldaten jedoch, die sich seit Ausbruch des Krieges in Monaco aufhalten, tun ungeniert, als befänden sie sich zu Hause, und auch andere Maßregeln deuten beinahe einwandfrei darauf hin, daß es nunmehr mit der Selbständigkeit des kleinen Fürstentums sein Ende haben wird, vorausgesetzt, daß Frankreich bei den Friedensverhandlungen diese Absicht wird durchführen können. Kommt es an Frankreich, so wird es wohl diesmal — das dritte Mal — bei ihm bleiben. Schon im 17. Jahrhundert stand es unter französischer Oberhoheit, dann wieder 1793—1814. Im Pariser Vertrag vom 20. November 1815 wurde ihm seine Selbständigkeit wieder zurückgegeben, das Schutzverhältnis jedoch auf Sardinien übertragen. Das Fürstentum, eine absolute Erbmonarchie mit einem aus fünf Mitgliedern bestehenden Staatsrat, hat einen Umfang von annähernd 1 1/2 Quadratkilometern und eine Bevölkerung von nicht ganz 20 000 Seelen. Früher war das Fürstentum etwas größer. Als aber im Februar 1861 Nizza an Frankreich kam, trat Monaco gegen eine Entschädigung von 4 Millionen Franken die Gemeinden Rocabrunda und Mentone ebenfalls an Frankreich ab. Damit beschränkte sich Monacos europäische Größe und „weltumspannende“ Bedeutung auf Monte Carlo, das in seinen weltberühmten Spielfällen die buntgemischteste internationale Gesellschaft beisammen sah. Es steht abzuwarten, ob die französische Regierung dem Roulette und Trento et Quarante ein Ende machen wird, oder ob sich auch nach diesem Kriege die wagemutigen Spieler in alter Weise dort wieder zusammenfinden werden. (Zens. M.)

Lodger Straßenbilder. Das folgende anschauliche Bild vom täglichen Leben im besetzten Lodz findet sich in dem unter dem Titel „Von Serajevo bis Lodz“ bei Georg Müller erscheinenden Kriegsbuche des ungarischen Berichterstatters Géza Herceg: „Vor dem fünfstöckigen Grandhotel in Lodz, das im Zentrum der Stadt liegt und das früher nur russische

Millionäre und geschminkte Damen zu Stammgästen hatte, steht jetzt ein deutscher Offizier, der uns erwartet und jedem einen Quartierzettel überreicht. Vor dem Hotel steht ein sächsischer Landsturmann Posten; sein Schilderhaus ist schwarz-weiß-rot gestrichen. In der Halle treffen wir noch den alten russischen Portier. . . . Die Petrikauer Straße in Lodz ist überfüllt von Menschen, wie vielleicht die Kärntner Straße in Wien oder die Friedrichstraße in Berlin. Ich gebe dem Portier meinen Quartierzettel, auf dem ich meinen Namen, die Zimmernummer und den Stempel „Kgl. Deutsches Gouvernement“ lese. Deutsche Kraft und deutsche Energie haben aus Lodz ein kleines Berlin gemacht. Mit dem gleichen Ordnungssinn, mit dem sie eine schmutzige polnische Stadt in eine saubere deutsche verwandelt, mit derselben Kraft und Energie gewinnen sie auch die Schlachten. Dieselbe deutsche Energie hat Lodzger Einwohner zu Wächtern gemacht. Sie gehen auf und ab auf den Straßen und sorgen für Ordnung, als ob sie ihr ganzes Leben lang nichts anderes getan hätten. Sie sind an einer blauen Armbinde kenntlich. Man sagt mir, die Lodzger Bürgerwache funktionierte ausgezeichnet. Diese Art, Polizei zu schaffen, gibt sehr viele Soldatenkräfte frei. Nur ab und zu sieht man einen berittenen deutschen Soldaten durch die Straßen reiten. Alle großen Fabriken arbeiten. Überall, wo die Leiter der Fabriken geflohen sind, werden sie durch Deutsche ersetzt. Die elektrischen Straßenbahnen verkehren in voller Ordnung und werden von deutschen Soldaten bedient, die zu Hause ebenfalls Wagenführer und Schaffner sind. Am interessantesten sind die Straßen mit ihrem regen, bunten Verkehr. Sehr viele Dienstmänner und noch mehr Bettler, die sofort den Fremden erkennen. Der Schlachtruf der Zeitungsträger erschallt in den Straßen: „Lodzger Zeitung“! . . . Schutzleute stehen auf den Straßen wie in Berlin, London und Paris an den großen Kreuzungspunkten. Mit einem kleinen Stöckchen stehen sie in dem dichten Getümmel, unbeweglich wie Säulen. Während ferne die schweren Geschütze donnern und die Maschinengewehre tönen, kommandieren diese deutschen Schutzleute mit dem ruhigsten und natürlichsten Ton der Welt: „Rechts halten!“ . . . „Rechts halten!“ sagen sie, als ob in diesem Moment nichts wichtiger wäre auf der Welt, als daß sich auf dem Lodzger Korso die geschminkten Damen, die Lodzger Herren, das Volk und die deutschen Offiziere rechts halten.“ (Zens. Wln.)

Aus der Kriegsarbeit der Frauenhilfe in Kobe (Japan). Aus dem fernen Osten ist endlich Kunde zu uns gebrungen über die Tätigkeit der Evangelischen Frauenhilfe in Kobe (Japan). Diese Frauenhilfe wurde erst am 8. August 1914, also kurz nach dem Ausbruch des Weltkrieges, gegründet. Ihre Tätigkeit erstreckte sich bis Ende 1914 auf die in Japan gefangenen Deutschen, seit 1915 aber auch auf Gefangene in Sibirien. Daß die Mitgliederzahl dieser vom Mutterlande am weitesten entfernten Frauenhilfe nicht groß sein kann, ist selbstverständlich, immerhin zählte sie am 31. Juli v. J. 5 Vorstandsmitglieder und 43 Mitglieder. Leider hat sich wegen Wegzuges aus Japan diese Zahl seither um 10 Mitglieder verringert. Um so erstaunlicher ist es, was dieser an Zahl so beschränkte Verein mitten im Feindesland für seine bedrängten Volks- und Glaubensbrüder in der Zeit vom 8. August 1914 bis zum 31. Juli v. J. hat leisten können, wie aus dem letzten Vierteljahrsheft der „Mitteilungen der Frauenhilfe fürs Ausland“ hervorgeht. Die wöchentlichen Versammlungen des Vereins mußten Mitte vorigen Jahres „aus bekannten Gründen“ — wie es in dem zensurierten Bericht heißt — ganz aufhören. Man wird annehmen dürfen, daß dieses Versammlungsverbot der japanischen Regierung durch die Engländer veranlaßt wurde. Es durften jedoch seitdem 10 Vorstandssitzungen abgehalten werden. Auch durften anfangs dreimal, vom 1. Juni einmal wöchentlich Vorstandsmitglieder in der Geschäftsstelle anwesend sein, um Material auszugeben, Arbeiten anzunehmen und Auskünfte zu erteilen. An Liebesgaben wurden verschickt: In Japan 88 Kisten, 4 Säcke, 3 Ballen und 2 Pakete; nach Sibirien 26 Kisten. Diese Arbeitsleistung konnte nur bewältigt werden, weil an Beiträgen und Sammlungen anlässlich der Gottesdienste \$375,90 Yen eingingen, nach unserem Gelde also 15 902 M. 14 Pf.! Vorausschub wurden an barem Gelde 14 477 M. 30 Pf., dabon für die Gefangenen in Sibirien 1789 M. 46 Pf. Wie viel Handarbeit trotz der erschwerten Umstände vom Verein und den ihm Wohlgefinnten geleistet worden ist, geht aus folgender Zusammenstellung hervor: 132 Decken, 256 Paar

Strümpfe, 514 Paar Pulswärmer, 410 Leibbinden, 7 Sweater, 361 Halstücher, 652 Paar Schuhe und Wertschuhe, 158 Paar Handschuhe, 180 Nachts, 63 Westen, 40 Fußsäcke, 130 Mützen, 88 Halsbinden, 237 Kissen, 105 Bezüge, 6 Bettläden, 26 Hemden, 55 Gürtel, 23 Leibchen, 30 Jacken, 31 Unterröcke, 5 Schürzen, 6 Kniemäntel, 2 Mittel, 2 Nachthemden. Außerdem wurde eine große Anzahl anderer Gegenstände geliefert. Neben der außerordentlich fruchtbringenden Tätigkeit des verhältnismäßig so kleinen Vereins der Frauenhilfe in Kobe erstreckt man aber auch, wie tief die Engländer noch unter den Japanern stehen; denn die Engländer haben sich nicht gescheut, eine Auslandschwester der Frauenhilfe in Nideribucht gefangen zu setzen, ja, ihr ihre chirurgischen Instrumente zu entwinden. Die Japaner haben die Freiheit der deutschen Frauen nicht angetastet, auch ihre Diebesgabeltätigkeit wenigstens nicht verhindert. (Zens. Wln.)

Spargel-Anekdoten. Man kann in dieser fleischlosen Zeit von einem neuen Siegeszuge des Spargels sprechen. Zwar war die Gemeinde der Spargelverehrer auch früher bereits so groß, daß sie eines Zuwachses kaum noch bedurfte, der Unterschied aber ist, daß die notwendige Einschränkung des Fleischgenusses alle früher vielleicht noch geltend gemachten Bedenken beim Spargelkauf über den Haufen wirft, und daß man den Spargel jetzt sozusagen mit gutem Gewissen essen darf, auch wenn der Preis infolge des Kälterückschlages nicht als durchaus befriedigend angesehen werden kann. Wenn nun auch die Ansichten darüber, daß der Spargel ein wohlgeschmeckendes Gericht ist, kaum auseinandergehen, so ist man über den Nährwert dieses bevorzugten Gemüses immer noch recht geteilter Meinung. Die Behauptung, zu der sich ein Lobredner des Spargels, John Evelyn, im vorigen Jahrhundert verstieg, daß „nächst dem Fleisch nichts so nahrhaft und kräftigend sei wie der Spargel“, dürfte wohl in der modernen Wissenschaft recht energischem Widerspruch begegnen. Weniger läßt sich eine Anschauung widerlegen, die Charles Lamb in wahrhaft idealistischer Spargelliebe in die Worte faßte: „Der Spargel ist ein Erzeuger und Beförderer edler Gedanken.“ Wenn auch diese Behauptung weder bewiesen noch einfach abgelehnt werden kann, so spricht doch für sie die Tatsache, daß gerade unter den hervorragenden Männern der Kunst und Wissenschaft verhältnismäßig viele Spargelverehrer zu finden waren. So soll ein besonders poetisch veranlagter Freund dieses Gemüses, der als Naturwissenschaftler wußte, daß der Spargel zu den Lilien, nämlich zu der Gattung der Liliaceen, gehört und sich hierdurch an die bleiche Asphodelos-Blume auf den Totenfeldern im klassischen Elysium erinnerte, einmal begeistert ausgerufen haben: „Gibt es wohl eine schönere Vorstellung, als die, daß die Asphodelosfelder in den Gefilden der Seligen, in denen die wunschlosen Schatten des Elysiums wandeln, Spargelbeete gewesen sein müssen?“ Selbst der menschenfeindliche, verbitterte Jonathan Swift konnte bei einer Spargelmahlzeit fröhlich werden, und er achtete sehr darauf, bei solchen Festessen nicht zu kurz zu kommen. So erzählt der Verleger Swifts, George Faulkner, daß er bei einem Spargelmahl, zu dem er von Swift eingeladen worden war, sich zum zweiten Male von dem Gemüse nehmen wollte, ehe er noch seinen ersten Teller ganz geleert hatte. Doch Swift blidte ihn fast brohend an und wies ihn zurecht mit den Worten: „Ich erst auf, bevor du nimmst!“ Und da Swift wesentlich schneller den Spargel vertilgte als sein Gast, mußte der letztere sich mit einer bedeutend kleineren Menge begnügen. Auch der französische Schriftsteller Fontenelle hegte für den Spargel eine geradezu grenzenlose Verehrung. Im Gegenfah zu einem ihm befreundeten Abbé, der den Spargel nur mit Butter essen wollte, vertrat Fontenelle mit einem Temperament, das einer wichtigeren Sache würdig gewesen wäre, die Ansicht, daß der Spargel nur in Öl zubereitet werden dürfte. Als Fontenelle eines Tages, da er sich gerade eine große Schüssel mit Spargel in Öl bestellt hatte, den unerwarteten Besuch des Abbé empfing, mußte er sich wohl oder übel darin finden, die Hälfte des Spargels in Butter anrichten zu lassen. Doch während beide auf die Mahlzeit warteten, wurde der Abbé vom Schläge getroffen und starb auf der Stelle. Einen Augenblick lang stand Fontenelle erschüttert neben seinem toten Gast, dann aber eilte er plötzlich zu dem Koch, um ihm schon von ferne zuzurufen: „Nach den ganzen Spargel mit Öl an, wie ich zuerst befohlen hatte!“